

In situ – Menhire in Deutschland

Johannes Groht, Hamburg

Begegnungen mit den faszinierenden megalithischen Monumenten in Großbritannien und auf der Osterinsel haben mein Interesse auch für die weniger bekannten Stätten in Deutschland geweckt. In meinem Bildband »Tempel der Ahnen« (2005) habe ich mich daraufhin fotografisch mit den Megalithbauten in Norddeutschland auseinandergesetzt.

Dabei wurde ich neugierig, auch mehr über Menhire zu erfahren, und begann, nach Informationen zu suchen. Außer hochspezialisierten Beiträgen in archäologischen Fachzeitschriften fand ich jedoch nur einige vergriffene Fachbücher aus den 1950er Jahren – aber keine aktuellen, umfassenden Informationen. So entstand die Idee, alle deutschen Menhire zu fotografieren,

zu beschreiben und in einem Buch zu versammeln. Acht Jahre habe ich an diesem Projekt gearbeitet und um seine Realisierung gerungen. Auf 32 Reisen bin ich nun rund 50000 km kreuz und quer durch Deutschland gefahren. Mit 15 kg Ausrüstung habe ich bei Wind und Wetter die oft abgelegenen Orte aufgesucht und etwa 1900 großformatige Aufnahmen gemacht.

Als vermutlich einziger Mensch hatte ich so das Vergnügen, alle deutschen Menhire vor Ort besuchen zu können. Darunter gibt es auch eine ganze Reihe von Steinen, die bisher gar nicht oder nur sehr abgelegen publiziert worden sind.

Das Ergebnis dieser Arbeit halten Sie nun in Ihren Händen.

Abb. 1. Nur der Name eines Rastplatzes erinnert noch an den ursprünglichen Standort des Hinkelsteins von Armsheim (Rheinland-Pfalz), der 1975 dem Bau der Autobahn 61 weichen musste.



Das Erleben der Menhire vor Ort hat meine Aufmerksamkeit auf Dinge gelenkt, die in der deutschen Literatur bislang wenig Beachtung gefunden haben. Ich würde mich freuen, wenn dieses Buch einen Anstoß dazu geben könnte, diese Aspekte weiter zu erforschen. Auf den folgenden Seiten möchte ich also besonders auf die Formen und Oberflächen der Steine sowie ihre Standorte und die Bezüge zu ihrer Umgebung eingehen. Vor diesem Hintergrund erkläre ich auch meine fotografische Herangehensweise.

Dieser einleitende Text kann eine grundlegende Einführung in das Thema nicht ersetzen. Er ist zu lesen als eine Erweiterung der wissenschaftlichen Beiträge um die Sicht eines archäologischen Amateurs – im besten Sinne des Wortes.

Natur und Kultur

Eine große Zahl von Menhiren ist im Laufe der letzten Jahrhunderte verunstaltet, versetzt oder vergraben worden. Viele wurden auch verschleppt und zerstört (Abb. 1). Für Missionare waren sie »Teufelssteine«, sie waren der Landwirtschaft im Weg oder wurden zu Mauern und Straßen verarbeitet. Häufig weisen nur noch alte Flurnamen auf ihre einstige Existenz hin. Umso überraschender ist es, wie viele Menhire es trotzdem in Deutschland noch gibt. Einige wenige sind überregional bekannt, die meisten aber sind nicht einmal mehr den Menschen vor Ort ein Begriff.

Wie kaum etwas anderes zeugen sie aber vom Wandel unserer Kultur und unserer Vorstellungen von der Natur. Manche stehen noch immer dort, wo sie vor vielleicht 5000 Jahren aufgestellt wurden und sind von einer ursprünglich anmutenden Landschaft umgeben, andere sind inzwischen eingewachsen in moderne Stadtlandschaften. Dort wird mancher archaisch anmutende Menhir bereits nicht mehr als »Kulturdenkmal« wahrgenommen, sondern als »Naturdenkmal« beschildert.

Versetzt man sich zurück in eine noch »unberührte« Welt, die geprägt ist von der Horizontalen, dem Horizont, kann man erahnen, was für eine grundstürzende Erfahrung es gewesen sein muss, den ersten Stein aufzurichten. In einem beispiellosen Kraftakt löst sich der Mensch aus dem Strom des Lebens in der Natur und setzt bewusst ein – vertikales – Zeichen.

Das Aufrichten des Steins erscheint mir wie ein symbolisches Nachvollziehen des Aufrichtens des eigenen Körpers und der damit verbundenen »Selbstständigkeit«. Der Monolith wird zum Symbol des

menschlichen Willens, er wird aufgeladen mit der ungeheuren Kraft des Menschen, selbst zum Schöpfer zu werden in einer ihn bis dahin vollständig tragenden, umfangenden, vorgefundenen Schöpfung.

Der Stein verkörpert diese Kraft, so lange er steht. Er manifestiert das bewusste Dasein des Menschen in der Welt und steht symbolisch für den Ahn, der ihn errichtet hat. So verbindet er die folgenden Generationen mit dem Quell ihrer Lebensenergie und den Orten ihrer frühesten Erinnerungen.

Points d'amour

Menhire sind eng mit den alten Vorstellungen von Fruchtbarkeit verbunden. Das Wissen darum hat sich bis in die Neuzeit in den Sagen zu einigen Steinen erhalten. So sollen im Kindstein von Unter-Widdersheim (Hessen) die ungeborenen Kinder hausen und unter dem Voßkutt von Burhufe (Niedersachsen) kommen die neugeborenen Kinder hervor. Auch aus dem »verborgenen Schoße« des Chindlistais von Tiengen (Baden-Württemberg) »holt die Amme in stiller Nacht die neugeborenen Kinder hervor«¹.

Es ist überliefert, dass kinderlose Frauen noch im 20. Jahrhundert über solche Steine rutschten oder sich an ihnen rieben, um die Lebenskraft der Ahnen zu empfangen. An dem verzierten Menhir von Langeneichstädt (Sachsen-Anhalt) sind Glättspuren zu erkennen, die vermutlich auf einen ähnlichen Brauch bereits in der Jungsteinzeit zurückgehen.

Der Wissenschaftspublizist Marco Bischof schreibt, solche Kultorte seien »der zentrale Quell der Lebenskraft aller, die vom Ahn abstammen, die Wurzel der Herkunft. Wenn man feststellt, dass die Rituale, die mit solchen Orten verbunden sind, Fruchtbarkeitsrituale sind, darf man nicht vergessen, dass die Kraft, die hier entspringt und die in den Ritualen jährlich erneuert werden muss, auf keinen Fall plump sexuell verstanden werden darf. Dieselbe sexuelle Energie, die in diesen »Points d'amour« ... wohnt, ist auch Geist und Seele, das Wesen des Ahns und des Stamms sowie der Landschaft der Umgebung. Die Orte sind auch Quell der Inspiration, Zugang zur kollektiven Erinnerung, zur Information, die im Stammesarchetyp wohnt, sind auch Orakel.«²

Einige dieser Aspekte möchte ich etwas näher betrachten. Welche Funktionen die Menhire auch im Einzelnen gehabt haben mögen – die Interpretationen

*Memory is tied to places,
and so is creation.*

Michael Engelhard

reichen vom Grenzstein bis zur Weltensäule, vom Opferpfahl über das Scheingrab bis zum Ersatzleib Verstorbener – sie alle stehen auf die eine oder andere Weise für das Bedürfnis ihrer Erbauer, mit verborgenen Kräften der Natur in Verbindung zu treten und ihnen einen festen Platz in der sichtbaren Welt zu verschaffen. Menhire scheinen dafür als »Werkzeuge« prädestiniert zu sein.

»Es ist, als hätten die Götter das Weltall so erschaffen, dass es ihre Existenz reflektieren muss; denn keine Welt ist möglich ohne das Senkrechte, und diese Dimension genügt, um die Transzendenz heraufzubeschwören«, schreibt der Religionswissenschaftler Mircea Eliade. Dem Material Stein kommt dabei eine besondere Bedeutung zu, denn »vor allem andern ist der Stein, er bleibt immer er selbst, er verändert sich nicht, und er frappiert den Menschen durch das Unabänderliche und Absolute seines Wesens und offenbart ihm durch Analogie die Unabänderlichkeit und Absoluteit des Seins.« Der Stein ist die Verbindung zu den verborgenen Kräften, die die sichtbare Welt formen

und durchdringen. »Die Welt ist weder stumm noch undurchsichtig, sie ist kein lebloses Ding ohne Ziel und ohne Bedeutung. Für den religiösen Menschen ist der Kosmos etwas, was ›lebt‹ und ›spricht‹.«³

Die Sprache der Natur

Die frühesten Kultplätze des Menschen waren Orte in der Natur, Quellen, Bäume, Felsen und Berge. Es war ein langer Prozess von der Verehrung natürlicher Stätten über ihre behutsame Einfassung und Veränderung bis hin zum gebauten Heiligtum⁴. Dabei waren die gefundenen, natürlichen Formen Inspiration für spätere menschliche Werke und standen diesen offenbar zeitweise gleichwertig zur Seite.

Ein schönes Beispiel dafür sind die Funde am Opferstein von Melzingen (Niedersachsen). An ihm sind neolithische und bronzezeitliche Werkzeuge zusammen mit zwei völlig unbearbeiteten Steinen, die wie Beile aussehen, niedergelegt worden (siehe Seite 231). Das bedeutet anscheinend, dass die Ähnlichkeit der Naturspiele erkannt worden ist und dass sie so

Abb. 2. Der Keltenstein von Tholey im Landkreis St. Wendel (Saarland). Der natürlich gewachsene Felsen aus Tholeyit (basischer Andesit) hat die Maße 140 × 250 × 200 cm (BHT). Tholey liegt nördlich von Saarbrücken am Schaumberg. Vom Gipfel führt ein Wanderweg in Richtung des Ortes. Nach etwa 100 m stößt man am Hang auf den Felsen.

